

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 8

Artikel: Eine Winternacht
Autor: Rosegger, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666626>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dann stoße ich mich ab.

Da stürzt er, vielleicht sechzig Meter unter mir — dreht sich — arbeitet aufgeregzt herum — rutscht ab — und verschwindet plötzlich — — —

Im nächsten Augenblick erfolgt ein dumpfes Krachen, ein unheimlich dunkles Brechen und Schieben — ein weites gedämpftes Dröhnen —

Der ganze Hang strömt mit zunehmender Geschwindigkeit ab!

Lawine!

Durch die von allen Seiten auf mich losdrängenden Schneetümmer bin ich im Nu bis an die Brust verschüttet und werde mit furchtbarer Macht nach unten gezogen.

Verse instinktiv die Stöcke weg, führe mit den Armen Schwimmbewegungen aus und trachte aus Leibeskräften an den Rand des Hangs zu gelangen; das entfesselte Element aber treibt mich immer schneller ab.

Noch schaut mein Kopf aus den Schneemassen, die mir die Glieder auszudrehen und zu zermalmen drohen.

Plötzlich ein heftiger Anprall, ein kaum erträglicher Druck und — ich halte still.

Neben mir donnert die Lawine rauschend nieder.

Gerettet!

Ich fühle es mit der Unnigkeit des Geschöpfes, dem der Tod nahe war.

Im nächsten Augenblick denke ich an meinen Freund.

Hastig arbeite ich mich aus dem Schnee; eine Felszunge war meine Rettung, indem sie den Lawinenteil staute.

Durch den Sturz meines Freundes wurde fast der ganze Hang, in der Tiefe von einem halben Meter, losgelöst; scharf, wie abgeschnitten glänzt die Bruchfläche.

Weit unten liegt der Lawinenberg.

Noch immer rinnen kleine Schneeteilchen abwärts; ab und zu kollert ein größerer Klumpen vorbei.

Verzweifelt über das Schicksal meines Freundes fahre ich, ohne Stöcke, im Zickzack hinunter.

Da — fliegt aus der aufgetürmten Lawine ein Schneeball in die Luft!

Es muß eine Täuschung gewesen sein.

In erregter Spannung blicke ich hin.

Da, wieder!

Und nochmals!

Es ist kein Irrtum!

Ich brülle vor Begeisterung, stürme zu der Stelle, sehe den Kopf und einen Arm meines Freundes, und grabe wie irrsinnig . . .

Nach kurzer Zeit steht er vor mir, den Schnee abschüttelnd und die Glieder reibend.

Während der Fahrt zur Hütte erzählen wir unsere Erlebnisse . . .

Wie er, in die Tiefe sausend, fortwährend geschoben und gedreht wurde, unter dem Schnee Purzelbaum schlagend; wie es mit einem Male finster und dann wieder heller wurde; und wie er, als die Lawine zum Halten kam, glaubte, durch den furchterlichen Druck zerquetscht zu werden.

Gerade, als er sich nahe der Oberfläche befand, stand die Lawine still.

Mit eisernem Griff wurde er in diese schmerzhafte Stellung gepreßt, die ihm fast keine Bewegungsfreiheit ließ.

Nachdem der erste Schreck gewichen war, begann er sich freizumachen.

Da kam ich dazu.

*

Still verbringen wir den Abend in der kleinen geschützten Hütte; allein in unendlichem Bergschnee.

Das Erlebnis liegt uns noch im Sinn, so plötzlich, mitten in friedlich glänzender Sonnenruhe, erwacht das Element, rast der weiße Tod mit schaurigem Getöse zu Tal; alles mit sich reißend, erdrückend, vernichtend.

Diesmal hat er zwei Menschen bloß berührt.

Irgendwo anders nahm er sich vielleicht sein Opfer.

Wir legen uns zur Ruhe.

Draußen beginnt der Sturm seinen Nachgesang: eintönig, düster und mächtig.

Eine Winternacht.

Von Peter Rosegger.

Es sind nun Jahre vorbei, seit ich den Christmonat bei einem Freunde in Spital am Semmering zubrachte. In der Kammer wurde ich einmal zur Nacht plötzlich aus dem Schlafe geschreckt. Draußen auf dem Wege, der am Hause

vorbeiging, war Lärm, ein lautes Durcheinanderreden von männlichen Stimmen, und Fackelschein drang durch das Fenster und zitterte in schiefen Tafeln auf der Zimmerdecke dahin. Als der Auftritt vorbei war, rief ich in die untere

Stube hinab, wo mein Freund und Gastherr schlief: was es draußen gebe?

„Ja“, gab der unter mir zur Antwort, „einen sechsjährigen Schulknaben suchen sie. Der ist gestern nach der Schule in Verlust geraten, wird sich verirrt haben. Soll gegen den Kaltenbach und das Stuhleck hingegangen und seitdem nicht mehr gesehen worden sein.“

„Dummer Junge,“ murmelte ich und kroch wieder unter die warmen Decken. Mir war darunter aber nicht mehr behaglich, und nach einer Weile rief ich wieder in die untere Stube hinab: „Schläfst du schon?“

„Nein,“ sagte mein Freund.

„Du“, versetzte ich, „drin im Kaltenbach stehen ja ein paar Häuser.“

„Ja, die stehen.“

„Der Knabe wird doch so vernünftig gewesen sein und in einem derselben zugesprochen haben.“

„Das glaube ich auch,“ lautete die Antwort, dann waren wir wieder still.

Doch mit dem Schlaf war's vorbei. Ein verirrter Knabe und eine Winternacht, und eine trostlose Mutter und etliche Menschen, die mit Fackeln in den Weiten umhersteigen und rufen — vergebens rufen, das sind Gedanken, die am Bette rütteln, an der Decke zerren, im Kopfe wühlen und sich endlich ins Herz hineingraben.

Ich sprang aus dem Bette und rief in die untere Stube hinab: „Ich will suchen helfen, gehst du mit mir?“

Keine Antwort.

„Wache auf!“ schrie ich. In der untern Stube blieb es still, mein Freund war schon fort.

Rasch zog ich mich an, fasste meinen Bergstock und ging davon.

Es war etwa zwei Uhr, die Nacht war finster, und das Prickeln auf meinen Wangen und an meinen Händen sagte mir, daß es schneie. Aus der Schlucht, der Kaltenbach genannt, gewahrte ich ein paarmal das Schimmern der Fackeln. Dem eilte ich nach und erreichte einen Mann, der eine Laterne trug und Decken bei sich hatte, im Falle der Kleine halberfroren aufgefunden werden sollte.

„Wem gehört denn das Kind?“ war meine Erfundigung.

„Wenn es hin ist, so tue ich mir was an,“ sagte der Laternenträger.

„Also gehört es Euch?“

„Nein!“ rief er, „aber meine höllische Dummheit ist Schuld.“ Und etwas später erzählte er:

„Ich bin beim Rochusberger der Knecht. Der Knabe ist das Kind von unserer Christiana, die es im vorigen Herbst aus Rettenegg mit herübergebracht hat. Sind gebürtige Retteneggerleut. Es ist aus der Weis, wie dieser Bub an seiner Mutter hängt, freilich sonst hat er niemand auf der Welt, und im Haus wird er auch nur so herumgeschummelt; am allerbesten aufgehoben ist so ein Wesen gerad zu sagen in der Schul.“

„Das ist richtig.“

„Wie er von der Schul heimkommt, ist seine erste Frage allemal: Wo ist meine Mutter? So auch gestern nachmittags; ich bin vor der Stalltür just im Streuhacken, kommt er dahergetrippt: „Wo ist meine Mutter?“ So ein dalkert* Fragen da! „Wo wird sie denn sein!“ sage ich ärgerlich, denn ich habe just meinen Zahnwehtag. „Ins Rettenegg ist sie heut hinübergegangen, kommt nimmermehr zurück.“ — Er schaut mich an, steht ein Weilchen da und schaut umher — und ist nachher weg. Steht drauf nicht lang an, schaut seine Mutter, die Christiana, bei der Stalltür heraus: Ob das Franzerl nicht wäre dagewest? „Ja“, sage ich, „wird ins Haus gegangen sein.“ Wie wir aber später zu der Jausenmilch ins Haus gehen, ist kein Franzerl da. Sein neues Lodenjöppel ist auch weg. Der Christiana schmeckt die Milch nicht, sie schaut zu allen Fenstern hinaus. Ich gehe um den Hof herum und schrei nach dem Knaben; da sagt mir eine Nachbarin, sie hätte das Franzerl vor zwei Stunden gegen den Kaltenbach hineingehen sehen. Jetzt ist die höchste Zeit, daß ich's sag, denke ich, wie er etwa meinen Spaß für ernst gehalten hat. Unser Bauer schickt gleich ein paar Knechte aus, aber der Christiana haben wir noch immer nichts merken lassen, und hat es geheißen, der Junge ist bei anderen Knaben unten auf dem Eisschützenplatz. Um Finstern kommen die Knechte zurück: sie hätten im Kaltenbach seine Spur verloren und wüßten nicht, was anfangen. Jetzt ist schon die Christiana da — ganz ruhig und fernfest, hätt's meiner Tag nicht vermeint, daß diese Frau so sein könnte — und sagt, sie verlange, daß alle Männer vom Spitalerdorf ausgehen, den Knaben zu suchen, und sie geht voraus in den Kaltenbach. Da ist's schon lang finstre Nacht. — Der himmlische Vater geb's, daß wir ihn beim Leben finden!“

So hat's der Knecht des Rochusberger erzählt, und wir gingen weiter und weiter. Um Geleise

* dummes, kindisches.

des Schlittweges, auf welchem schon eine zarte Schichte neuen Schnees lag, sahen wir beim Schein der Laterne die Fußspuren derer, die uns vorangegangen waren. Auf freien Blößen, wo in den vorhergegangenen Sonnentagen der Schnee fest gebeizt worden war, trug uns seine Decke auch neben dem Wege, wozu ich bemerkte, das sei gut, weil wir nach Belieben herumsteigen könnten, und wozu mein Begleiter sagte, das sei nicht gut, weil der Knabe vielleicht nicht auf dem Wege geblieben sei, sondern über den tragen den Schnee hin abgelenkt haben könne, so daß wir jetzt gar keine Mutmaßung hätten, wohin er gegangen sei.

„Weiß der Franzel den Weg nach Rettenegg?“ war meine Frage.

„Den kann er wissen, weil er im Spätherbst mit seiner Mutter auf denselben herübergekommen ist.“

„So wird es sein, daß er nach diesem Wege fortgegangen ist.“ „Jesus und Maria!“ rief der Knecht, „dieser Weg geht ja über das Gebirge. Das wäre gar keine Möglichkeit jetzt in diesem Schnee!“

Ich kannte das Gebirge wohl, es war das hohe Stuhleck mit seinen steinigen Kuppen und stundenweit hingestreckten Almen.

Der Kaltenbachgraben ist lang; das Wasser, welches vom Gebirge niederkommt und in den sommerlichen Tagen so betäubend hinbraust, war streckenweise verhüllt unter Schnee und Eis. Die Stege, die darüber hinführten, waren schmal und schlüpferig, so daß es keiner der Suchenden unterließ, unterhalb derselben mit seinem Lichte in den Bach zu leuchten. Wir trafen mit mehreren Männern zusammen, keiner hatte vom Knaben eine Spur entdeckt.

In einer der letzten Hütten des Kaltenbaches — wir weckten die Leute — wußte uns ein Weib zu erzählen, daß es Tags zuvor, gerade schon ums Dämmern, an der Rabenwiese, die sich vom Tale gegen das Stuhleck hinaufzieht, die mit einer glatten Schneeschicht bedeckt war und über welche der Steig nach Rettenegg führt, daß es auf dieser Rabenwiese ein schwarzes Pünktlein gesehen hätte, welches sich ein wenig nach aufwärts bewegte. Das Weib habe noch ein Rändel hingesehen und sich gedacht, wer das denn sein könne? Für einen Menschen wäre es zu klein und für einen Raben zu groß. Es wäre dann finster geworden und sie hätte nicht weiter mehr dran gedacht.

„Das ist der kleine Franzel gewesen!“ sagten nun die Leute. Wir mußten auf den Berg. In meinem Leben sind mir auf einer Alpenpartie die Füße nicht so leicht gewesen, als diesmal. Die Wege waren verschneit, aber der Schnee war hart und trug uns. An den Hängen ließen wir Gefahr, auf der ehernen Kruste abzurutschen, wir mußten unsere Stöcke und Stiefelabsätze mit Gewalt in den gefrorenen Schnee graben.

„Hier kann der Knabe ja nicht hinaufgekommen sein,“ meinte ich. „Zur Tageszeit und früh abends ist der Schnee nicht so hart,“ belehrte mein Begleiter, „da klebt die Sohle daran, und man kommt vorwärts.“

So gingen wir weiter und kamen rascher vorwärts, als wir gedacht hatten. Die Steine und das Gestocke waren verlegt, die Schluchten von Schnee überbrückt. Oft standen wir still und riefen laut den Namen des Knaben. Auch an gegenüberstehenden Bergen riefen Leute nach dem Vermissten — aber es war keine Antwort und keine Spur.

Als wir bis zu den Spitalerhütten emporgekommen waren, wurde der Nebel, der uns eingehüllt hatte, ein wenig grau, so daß wir die Laternen auslöschen konnten. Die gar kleinen Hütten lagen öde und still da, halb vergraben im Schnee. Wir wollten in eine derselben dringen, um auf Genossen zu warten, aber der Eingang war ganz und gar verschneit, und wie wir durch die Fensterlücken bemerkten konnten, lag auf dem Tische, auf dem Herde der Schnee, und ein paar Töpfe auf dem Schrank hatte der Frost gesprengt.

Wir eilten weiter. Der Schnee wurde lockerer, aber stellenweise auch seichter, und unsere gefrorenen Stiefel klirrten, so oft sie an einen Stein schlugen. Als der Nebel licht geworden war, standen wir an der Ruine eines zerstörten Alpenhauses. Alles tot und starr. Ein scharfer Wind peitschte durch den Nebel und jagte Schneeflocken hin und her, und im Aufwirbeln des finsternen Gewölkes war es, als sollte zur Morgenstunde eine neue Nacht anbrechen.

Der Pfad, welcher von Spital nach Rettenegg führte, war nicht mit Stangen bezeichnet, weil derselbe zur rauhen Jahreszeit überhaupt nicht begangen wurde. Es vergingen die Wintermonate, ohne daß auch nur ein Mensch auf diese Höhen kam.

Mein Begleiter und ich standen nun allein mitten in dem Schneegestöber, welches uns in



Vorfrühlingsabend bei Spilügen.

Dunkelheit und feine Flocken einhüllte und ganz so tat, als sollten wir in kürzester Zeit begraben sein unter dem Schnee, so wie das Zirmgesträuche begraben war, ohne daß auch nur ein Zweiglein an die Oberfläche ragte. Keiner der Suchenden war uns bis zum hohen Stuhleck hinauf gefolgt, und mein Begleiter sagte jetzt, es sei ganz unmöglich, daß der Knabe hierher gekommen wäre. Er habe, wenn er schon nach Retteneck gehen wollte, sicher eine ganz andere Richtung eingeschlagen, denn so viel er — der Knecht des Rochusbergers — sich erinnere, sei an jenem Herbsttage die Christiana mit dem Knaben spät in der Nacht von Retteneck nach Spital gekommen; wenn sie auch noch bei Sonnenschein aufs Stuhleck gekommen wären, so hätten sie doch den Weg abwärts und durch den Kaltenbachgraben im Finstern machen müssen.

„So ist der Weg dem Knaben vollständig fremd,“ meinte ich.

„Das wird sein,“ sagte der Knecht.

Mit Mühe fanden wir uns in dem von Minute zu Minute wilder werdenden Gestöber zurecht, mit Mühe und Gefahr erreichten wir den Kaltenbach. Der neue, flaumige Schnee ging uns stellenweise bis an die Hüften, es war schon nach Mittag, als wir erschöpft in Spital anlangten. Wir hatten gehofft, daß der Knabe mittlerweile aufgefunden worden sein würde. Aber die Leute waren unverrichteter Dinge zurückgekommen und einige derselben waren, nachdem sie sich ein wenig gestärkt hatten, wieder davongegangen, um den Vermissten zu suchen.

Die Christiana hatte sich bereits auf den weiten Umweg über das Mürztal und den Alpsteig gemacht, um Retteneck zu erreichen und dort zu fragen, ob ihr Kind nicht angekommen wäre. Und auf diesem Wege, mitten in den Wäldern des Alpsteigs, ist ihr der Bote aus Retteneck begegnet. Der wollte nach Spital zum Rochusberger und berichten, daß in der vorigen Nacht der sechsjährige Knabe der Magd Christiana mitten

im Schnee und Wind mutterseelenallein in Retteneck angekommen sei. Er hätte an der Tür des Ziehhofers geklopft, wo die Christiana das vorige Jahr im Dienste gewesen, er hätte nach seiner Mutter gefragt, und dann sei er, bevor die Leute des Ziehhofers noch ein Wort von ihm herausbringen konnten, umgesunken und eingeschlafen. Morgens, als der Bote fortging, habe der Knabe in dem ihm bereiteten Bett noch geschlafen.

Hierauf ging der Bote nach Spital, zu sagen, daß sie nicht mehr länger suchen sollen; die Christiana eilte nach Retteneck, wo sie spät abends ankam. Der Knabe schlief noch immer, aber sein Atem ging ruhig und seine Wangen waren leicht gerötet. Jetzt erst fing die Magd an zu weinen, und weinte so heftig und heiß, daß die Leute an sie herantraten und sie zu beruhigen suchten, aus Besorgnis, sie würde vor Aufregung erkranken. In der Angst, im bittersten Herzschmerz war sie still, schien gefaszt und ergeben, jetzt im unmeßbaren Glücke ob des wiedergefundenen Kindes brachen die Gewalten des Frauenherzens durch.

Um dritt nächsten Tage kamen Mutter und Kind über den Alpsteig und Mürzzuschlag wohlbehalten in Spital an. Der Knecht des Rochusberger soll vor der Christiana niedergekniet sein und ihr seinen ganzen Jahrlohn angeboten ha-

ben für die Angst, die er ihr durch seine „Unsinnigkeit“ gemacht. Sie sagte: das wäre mit Gut und Geld nicht zu zahlen, aber sie habe ihr Kind wieder und so sei alles vergessen.

Wir alle gingen, den Knaben anzusehen — es war ein sehr schöner, aufgeweckter Junge. Als wir ihn fragten, wie er denn nach Retteneck hinübergekommen sei, antwortete er, er sei hinübergegangen.

„Auf welchem Wege?“ „Über den hohen Berg, wo mich die Mutter einmal herübergeführt hat.“ „Kind! und hast du den Steig gefunden? Bist du denn nicht über die Felsen gestürzt?“ „Ich habe nichts gesehen, es ist finster gewesen.“

„Und bist du denn nicht erfroren?“ rief der Rochusberger.

„Ich bin schnell gegangen.“ „Und hast uns nicht schreien gehört?“

„Es ist der Wind so stark gewesen.“ Weiter wußte er nichts anzugeben. So sagten die Leute: Hier sei ein Mirakel geschehen und der Schutzenkönig habe ihn geführt.

Im Tale war Schneien und Trübnis tage- und tagelang; was auf dem hohen Berge vorging, auf welchen das schwere Gewölbe des Himmels niedergesunken, das ist dem menschlichen Auge verhüllt gewesen.

Aus: „Ernst und Heiter“, von Peter Rosegger. Verlag von L. Staakmann, Leipzig.

Der Vater der Eisberge.

Von Sven Hedin.

Wo man auch im östlichen Pamir verweilen mag, überall sieht man den Mus-tag-ata, den Vater der Eisberge, mit seinen flachen, hügeligen Gipfeln, die alle übrigen Berge überragen. Er ist 7880 Meter hoch, also einer der höchsten Berge der Erde. Auf seinem gewölbten Scheitel häuft sich der Schnee, und seine untern Schichten verwandeln sich durch den beständigen Druck von oben in Eis. Daher trägt der Berg stets eine mit Schnee bepuderte Eismütze. Aber um den Gipfel herum gibt es auch flache Mulden, und in ihnen sammelt sich der Schnee wie in Schalen, sinkt langsam nieder und verwandelt sich auch hier durch den Druck von oben in Eis. So entstehen mächtige Eiszungen, die sich außerordentlich langsam, jährlich nur um einige Meter, abwärtsbewegen. Sie sind von gewaltigen, schroffen Bergwänden umgeben, von denen Schutt und Steinblöcke auf das Eis herabfallen, und dieses nimmt sie mit in die tieferen Gegenden hinab. Je wär-

mer nun, weiter abwärts, die Luft wird, um so mehr taut von dem Eise; aber der Druck von oben gleicht das wieder aus, so daß sich der untere Rand des Eisstroms immer auf derselben Stelle zu befinden scheint. Hier sammelt sich nun allmählich das mitgeführte Geröll an, schiebt sich übereinander und bildet gewaltige Haufen und Steinwälle, die man Moränen nennt. Der Eisstrom selber heißt Gletscher. Der Mus-tag-ata sendet nach allen Seiten zahlreiche solcher Gletscher aus; sie sind mehrere Kilometer lang und ein bis zwei Kilometer breit. Ihre Oberfläche ist sehr uneben und zeigt zahlreiche Höcker und Pyramiden von klarem Eis.

Auf diesen Gletschern des Mus-tag-ata habe ich manche Wanderungen zu Fuß und auf Maks reitend unternommen. Man muß gut beschuht sein auf solchen Wanderungen, sonst läuft man leicht Gefahr, auszgleiten und in eine der Spalten im Eise zu stürzen, die sich überall zeigen.